

Goethe und die Schwaben

Von Ernst Müller

Wir möchten das Folgende nicht als einen Beitrag zu der Größe und dem Ruhm Goethes betrachtet wissen, sondern als eine Klärung dessen, was in den letzten zwei Jahrzehnten unter „schwäbischem Geist“ verstanden worden ist. Nicht um Goethe, um die Schwaben geht es. Vielleicht nützt eine Korrektur an gewissen Formeln, unter denen das Schwabentum gefesselt wurde, im Hinblick auf Goethe mehr als eine literarische Betrachtung. Vielleicht lernt der eine oder der andere aufmerksame Leser das Zweifeln und den Zweifel daran, was er sich selbst vorsprach, wenn er allzu leichtgläubig der Meinung war, es gäbe so etwas wie einen stets gleichbleibenden, stets gleich reagierenden schwäbischen Geist.

Man hatte zu diesem Zweck eine glatte Formel zurechtgelegt, die unserem Prestige nicht schadete und universal-hegelisch genug war, um alle Gegensätze versöhnend in sich zu fassen, aber doch auch die Gefahr in sich barg, das Konkrete, das Sittliche, das Entscheidende zu verschleiern und das Schwabentum in einer idealabstrakten Höhe anzusiedeln, wohin es nun und nimmer gehört. Wir erinnern an die gerne nachgesprochene Formel vom Sowohl-Als auch, die in der Situation des Dritten Reiches ganz brauchbar war, um den Hitlerischen Fanatismus und barbarische Einseitigkeiten des Faschismus abzuwehren, aber auch so dünn, daß sie das eigentlich Schwäbische mehr verhüllte als offenbarte. Jede Erkenntnis, die die Forschung über einen Volksgeist und einen Stammesgeist zutage fördert, hat etwas Richtiges, wenn sie bezogen ist auf eine bestimmte konkrete Situation, sie wird jedoch sofort anfechtbar, sobald die Situation sich ändert. Auch der Geist muß seine Erfahrungen machen und seine eigene zur Konstanz neigende Schwere überwinden, er äußert sich je nach Lage und Problem, je nach Individuum und Perspektive, je nach Epoche und Zeitgeist verschieden. Wir würden uns nur selbst belügen, wollten wir uns dem Wandel verschließen, dem alles Geistige, ja auch alles Biologische und Rassische, alles Stammliche und Überstammliche unterworfen ist.

Eine sichere Zauberformel für das Schwäbische gibt es nicht, was wir an dem Beispiel der Stellung der großen Schwaben zu Goethe beweisen wollen. Wir begegnen zeitbedingten, originellen Stellungnahmen und moralisierender Abwehr, aber keiner gemeinsamen Haltung, wir stoßen eher auf schroffe Ent-

weder-Oder als auf überschauende, verständnisvolle Urteile, die dem Sowohl-Als auch gerecht geworden wären. Wir lernen eigenbrötlerische Mißverständnisse und Ablehnungen kennen und staunen über ebenso einseitige Bewunderungen.

Freilich an Hegel selbst und seinem Goetheverständnis scheint sich die dialektische Formel, die für das ganze Schwabentum gelten soll, wenn man sie großzügig anwendet, nicht nur zu bewähren, sondern auch zu erfüllen. Sein universaler Geist fühlte sich dem Universalismus Goethes verwandt, aber auf eine Weise der Erkenntnis, die der Goethes geradezu entgegengesetzt war. Hegel war nicht nur Bewunderer der Iphigenie oder des Faust, sondern auch deren erster philosophischer Deuter. Er setzte das erlebte und geschaute Faustdrama des Klassikers in einen begrifflichen, objektiven Zusammenhang mit dem deutschen Wesen und den Zielen dessen, was er Weltgeist hieß. In Goethe gipfelt für ihn die Verweltlichung, Verdiesseitigung der gesamten Entwicklung des Geistes von den Anfängen des Christentums über die Lutherreformation bis zu Weimar, das freilich für Hegel am Ende alles Erreichbaren und Absoluten steht, indem es die Kultur der auf sich selbst gestellten Menschlichkeit mit allen Irrwegen, Tiefen, Schmerzen und Glückstimmungen in der höchsten Fülle ausspricht und dichterisch verklärt. Aber mehr noch: Hegel folgt auch den Spuren Goethes da, wo exaktere Forscher Goethe die Gefolgschaft versagten. Er ordnete auf eine überaus geistreiche Weise dessen Farbenlehre und die Biologie in sein kosmisches Geistsystem ein; und erhielt dafür den Dank aus Weimar. Ihm gelang es sogar mit seiner schlaun Widerspruchslogik Goethe klarzumachen, daß der Denker Goethe zwar noch recht zurückgeblieben und allzu simpel sei, aber dennoch mit seiner Lehre von den Phänomenen, hinter denen nichts mehr stehe, die das Innen und Außen in gleicher Weise offenbaren, der eigenen, der Hegelschen Phänomenologie so nahe wie nur möglich komme. Und hier zeigte es sich dann, daß der Verfasser der Farbenlehre dem Schwaben keinen Widerstand entgegensetzte, blieb doch das Ziel beider gleich, gingen sie doch nur in der Methode des Erfassens und Begreifens auseinander. Das Hegelsche Begriffssystem sagte dem anschauenden und beschreibenden Dichter-Forscher nichts, es dünkte ihm nicht viel mehr als ein unverschämter, aber in seiner Konsequenz doch wiederum echt schwäbischer Versuch, die Natur, das Sittliche, die Religion philosophisch, das heißt rational-denkerisch zu erklären. Dennoch behielt der Philosoph gegen den Forscher

Goethe recht, die Lehre von den Phänomenen (Erscheinungen), wie sie Goethe auffaßte, war in der begrifflichen Lehre von den Erscheinungen in Hegels Sinne aufgehoben, das heißt gedeutet, und auf ihre objektive, allgemeingültige Formel gebracht. Diese Leistung blieb unwiederholbar und hat der deutschen Klassik erst ihre vollkommene Würde und ihr Weltbewußtsein gegeben. Man darf das gerade im Goethejahr sagen und teilnehmen an dem Ruhm des schwäbischen Philosophen. Hegel – Schellings philosophische Kräfte reichten dazu nicht aus – rettete gerade den Naturforscher Goethe, den die Zeitgenossen und alle Naturforscher bis auf den heutigen Tag ablehnen mußten, weil ihre Denkkategorien den von den Klassikern Goethe und Hegel überwundenen und verstoßenen Zwiespalt zwischen Geist und Natur, Gott und Welt, Diesseits und Jenseits immer wieder aufreißen oder weil sie, wie der Verlauf der Naturforschung nach Goethe im 19. Jahrhundert es gezeigt hat, in einen öden und grauen Materialismus notwendigerweise geraten müssen, der die klassische, geläuterte Welt-Einheit, das Universum in Frage stellt.

Kein einziger Schwabe indessen hat die Höhe des eben dargelegten Goetheverständnisses wieder erreicht oder auch nur angestrebt. Hegel stand allein. Hegel hat Goethe mit dem Geist allein begriffen, sein nur wenig Jahre älterer Landsmann und Stiftsgenosse Carl Reinhardt ist aus einer ganz bestimmten Erfahrung zu einem treuen Verehrer und Mittler des Geistes von Weimar geworden. Er begann wie die ganze Hegel-Hölderlin-Generation revolutionär, französisch-menschheitlich, rousseau-voltaireisch mit der Verachtung aller deutschen Poeterei der Aufklärung, um dann plötzlich in Goethes Iphigenie, dem Tasso, dem Faust die Befreiung von Jugendschwärmerei, von sinnlosem Radikalismus und politischer Unmenschlichkeit zu erleben. Reinhardt, der sogar eine kurze Zeit auf den Posten eines französischen Außenministers gestellt worden war, hatte durch Goethe sich bescheiden gelernt, hatte sich zu einem Menschen der Humanität und der konservativen Bildung erzogen. Er wurde einer der ersten und wichtigsten Freunde Goethes in Paris und bei den französischen Verlegern, indem er auf wechselnden Gesandtschaftsposten die Ideale der Klassiker im Raum des romanischen Wirkungsbereiches verkündete und für sie warb. Hegel ähnlich setzte er in Frankreich sogar die Achtung vor der Farbenlehre durch und nützte von seinen größeren Verhältnissen aus dem stets für die Entwicklung des französischen Geistes auf-

geschlossenen Weltbürger Goethe durch intime Mitteilungen sehr viel. In beider Briefwechsel ist nachzulesen, wie sehr der Herr von Weimar den arrivierten Schwaben, seinen sehr tätigen Schüler, geschätzt hat. Doch auch Reinhardt blieb ein Einzelfall.

Schauen wir uns unter den Zeitgenossen in Schwaben um, die bis 1832 über Goethe sich ausließen. Man entdeckt da eine breite Front von aufklärerisch und pietistisch gesinnten Dichtern, Schriftstellern, Publizisten, die zum Teil offen und gehässig den Selbstmörder Werther, den offen gegen die monarchische Autorität wetternden Ritter Götz, den wegen seiner Weibergeschichten unsittlich handelnden Faust beschimpfen und vor dem die Natur und den Pantheismus verkündigenden Naturforscher als einem Beispiel der Verirrung und des unfrohen Heidentums den warnenden, moralischen Finger erheben. Man spricht zwar in dieser Epoche viel vom Genie und dem großen Lyriker Goethe, dem so hübsche tränenweiche Verse gelangen, aber man weiß mit der exemplarischen Klassizität Goethes nichts anzufangen, man hält sich an das bewährte Christentum oder an die auf eine moralische Formel gebrachte Tugend im Sinne der Aufklärung. Stuttgart war sogar eine Zeitlang, obwohl Cotta der aller Welt bekannte großzügige Verleger der Goetheschen Werke war, Waffenschmiede und Ausgang einer geradezu antigoetheschen Literaturströmung, so daß selbst diejenigen schwäbischen Dichter, die mit Uhland und Mörike die romantische Schule bildeten, es nicht wagten, offen Deutschlands größten Dichter zu verteidigen, sondern sich wie etwa Kerner und Gustav Schwab nur um den Liebhaber von Volksliedern oder um ein blasses Idol der Bildung kümmerten oder wie Mörike, sich darauf beschränkten, Goethe darum zu ehren, weil er mit Schiller, dem Ein und Alles der Schwaben, befreundet war. Gerade in dem scheuen Mörike wiederholte sich das Hölderlin-Mysterium; was an Goethe geliebt wurde und heimlich von ihm in die eigene Dichtung einging, durfte nicht bekannt werden, mußte gleichsam im verhüllenden Symbol gesagt werden und konnte nicht offen ausströmen.

Es zeigte sich hier, wie auch anderswo, daß der schwäbische Geist in der Aufnahmefähigkeit sehr beschränkt war, daß er allzusehr eingenommen von seinen eigenen Angelegenheiten, die auf dem Gebiete der Politik zu erledigen waren, für große Dichtung und universales Erleben, das den Rahmen der herkömmlichen Ordnung sprengte, weder Zeit noch Verständnis hatte, daß ein gewisser starrer

Partikularismus sich selbst den Zugang zu dem größten deutschen Ereignis versperrte. Goethe wurde von den großen Demokraten des 19. Jahrhunderts nicht geliebt, während man Schiller vergötzte. Man sah in ihm wohl ein Genie, das aber in der Weimarer Hofluft verdorben worden war, dem der große volkstümliche, stammesverwurzelte Zug fehlte und dessen Leben zwischen hochmütigem Aristokratismus und anrühigen Liebesabenteuern unverantwortlich dahinglitt, der Stücke schrieb, die zum Teil von rohen unwürdigen Ausdrücken wimmelten, alle ästhetischen Regeln über den Haufen warfen oder solche, die sich in höfische Erotik flüchteten und keine rechte Religion hatten. Freilich gab es auch Ausnahmen, die jedoch in der Bewunderung ebenso sehr übers Ziel schossen wie die Tadler mit ihrem Nörgeln und Brutteln. Wir verdanken es Schubarth, daß man in Württemberg überhaupt etwas von Werthers Empfindsamkeit und von Götzens rauf-lustigem Rittertum erfuhr und daß der junge Schiller über seiner Klopstockschwärmerei einen echten, aus dem Herzen schreibenden Dichter kennenlernte. Wir verdanken es dem jungen genialischen Waiblinger, daß die Professoren und Klassizisten in unserem Lande merkten, welche Macht über die jungen Gemüter Goethes Faust hatte, sofern man ihn mit der Phantasie und nicht mit der Moral, mit der Leidenschaft und nicht mit dem Verstand zu lesen verstand. Aber seine Goetheverehrung hat Waiblinger auch den guten Ruf gekostet und ihn außer Lands getrieben, nach ebendemselben Italien, das Goethe für die Deutschen entdeckt hatte.

Eine Wende im Goetheverständnis trat erst 1834 ein, als der junge Friedrich Theodor Vischer, ohne die Fakultät zu fragen, in Tübingen Vorlesungen über den Faust hielt. Freilich war Vischer damals noch begeisterter Hegelianer. Hegel selbst starb, ohne das Vermächtnis des Faust II zu kennen. Sein Schüler bewies nun mit aller gebotenen schwäbischen Eindringlichkeit, wie weit man Goethe verfehlen konnte, wenn man ihn bloß für einen Realisten des Worts und des Ausdrucks, einen modernen Aufklärer, der für Wahrheit, Freiheit und Demokratie gedichtet hatte, einen Ästheten voll sublimster Sprachgenialität, einen erklärten Pantheisten und Antipietisten hielt. Vischers draufgängerische Deutung hatte seine Grenzen genau an dem, was wir heute an Goethe schätzen. Er verstand nur den jungen und den mittleren, aber nicht mehr den alten Goethe. Er erlebte zwar das Weltanschauliche, das Moderne, das Mythologische, das Befreiende, Unmuffige, Glühende, das Heidnische an dem Dichter

des Faust, er schwärmte für Goethes bildnerischen und antiken Sinn, aber restlos blieb ihm Goethe der Napoleonverehrer, der Dichter des West-östlichen Diwan und des Faust II verschlossen. Insofern dies der Fall war, schadete er mehr als er nützte. Durch ihn wurde nicht nur in Schwaben, sondern in ganz Deutschland eine Zeitlang das unheimlichste und platteste aller Vorurteile kolportiert, der Faust II und alles, was mit ihm zusammenhänge, sei die Ausgeburt einer senilen, kraftlosen, allegorisierenden Phantasie, der Faust, der so schön protestantisch begonnen habe, ende so widerlich katholisch, das kühne Bekenntnis zur tragischen Leidenschaft sei zum Schluß in einem Erlösungsweihrauch erstickt worden und die Sprache des alten Goethe widerspreche allen gesunden Vernunftregeln. Vischer blieb also trotz seiner Verdienste um die Aufhellung des Dichters ein gar übler Rationalist und Klassizist vom alten schwäbischen Schläge. Freilich hütete er sich bis zuletzt auch ein Moralist zu werden. Seine kämpferische Haltung gegen den altschwäbischen Pietismus hielt er auch im Alter durch. Goethe wurde für ihn der „Auch Einer“, sofern er ihn ernst nahm, einer der in der Front der großen Einsamen stand und den Rutsch ins Materialistisch-Kulturhuberische, die Kultur der Gründerzeit nur protestierend aufgefangen hätte; daß Goethe freilich weder vom Vischerischen Einheitsreich noch von der Sendung der Deutschen in der Welt jemals hat etwas wissen wollen, daß ihm das Fernöstliche und das Christlich-Antike wichtiger waren als nationalpolitische Vorgänge, war für Vischer stets ein Grund, Goethes nationale Bedeutung zu zerkleinern und zu benörgeln.

Den Versuch, den sein Kompromotionale David Friedrich Strauß machte, so etwas wie ein Goethesches Weltbild und Evangelium zu Nutzen und Frommen des modern Gebildeten als Ersatz für das völlig in Kritik aufgelöste Christentum anzubieten, hat Vischers realer Sinn für das Begrenzte und dichterisch Einmalige der deutschen Klassik stets abgelehnt und wo es sein mußte, sogar scharf kritisiert. Den Goethe des Bildungsphilisters, der sich in Schwaben gegen Ende des Jahrhunderts recht zahlreich vorfand, hat Strauß auf dem Gewissen, und dieser Weltanschauungspopanz ist sogar auch im übrigen Deutschland recht kräftig und mit dem ganzen Pomp der Legende und des anbetenden Stolzes verehrt worden.

Doch dürfen sich die Schwaben rühmen, daß sie den Straußischen Popanz auch wieder gründlich verbrannt und vernichtet hatten. Dies geschah durch

Christoph Schrempf und seine Schule. Schrempf hat mitten in der Ära des Liberalismus noch einmal die Stimme des Eigenbrötlers und des nüchternen, allzunüchternen Unpoeten, der sich von keiner Genialität imponieren ließ, erhoben. Er schrieb ein dickes Werk über Goethes Lebensanschauung. Es ist rein mit dem Verstand und mit der Einstellung eines negativen Pietisten verfaßt, scharf in der Analyse, gänzlich uninteressiert am Literarischen und Poetischen, dagegen ungemein konzentriert auf das Leben Goethes, auf die brauchbaren Resultate seiner Reife und seiner sittlichen Verkündigung. Schrempf findet nun mit einer geradezu barbarischen Ehrlichkeit gar nichts hinter der Goetheverehrung seiner Zeitgenossen. Er desillusioniert alle gängigen Auffassungen, er ironisiert Goethes Naturbetrachtungen und Äußerungen zwar als erbauliche aber unwahrhaftige und träumerische Zeugnisse eines Genies, das nicht weiß, was es will. Und was das Faustische anlangt, so gelangt er zu völlig negativen Schlüssen. Wer meint damit ein modernes Erlösungsevangeli-um zu besitzen, der irre. Fausts Leben sei eine Lüstlingsfahrt, dem der tragische Ernst mangle, Faust nehme sich selbst nicht ernst, er denke gar nicht daran, seine Wette einzulösen, er lasse sich nur von Leidenschaften und Gefühlen, aber nie von Erkenntnissen leiten. Sein Tod sei eine pure Verlegenheit wie auch das Mysterium seiner Himmelfahrt. Ähnliches sei auch über Goethes Leben zu sagen, man könne zwar gelegentlich dies und das von der Weisheit des überlegenen Lebenskünders lernen, aber im Entscheidenden mache er einen ratlos, lasse uns im Stiche, da ihm selbst die Entwicklung aus subjektiven Reizbarkeiten in die Objektivität des gültigen Lebens nicht gelungen sei. Schrempf, der Kierkegaard eifrig studiert hat, versteht nun gar

nichts mehr vom klassischen Impuls des organischen Wachsens, der Entsagung, der begrenzten Größe Goethes, er nimmt ihn, so wie ihn letzten Endes auch die schwäbischen Klassizisten gesehen haben, als einen romantischen Verwirrer, als einen Relativisten, der vor dem Entweder-Oder ausweicht und darum eben dem nüchternen Menschen von heute nichts mehr zu sagen hat. Und dieser ebenso kalten wie ranglosen Beurteilung gegenüber will es uns scheinen, daß sich der schwäbische Geist auf böse, weil auf moralisierende Weise vergriffen hat. Mit Schrempfs Analyse stehen wir fast wieder da, wo vor hundert Jahren die kleinen Schriftsteller Schwabens gestanden sind: an der totalen Verfehlung der Klassik aus Lust am Aufdecken von Widersprüchen und aus der Besorgnis, das Genie könnte die konservative Schwerlebigkeit des Individuums aus den Angeln heben und der Verstand müßte vor der Gewalt des Herzens die Flagge streichen.

Darum sind wir froh, in Herman Hefels Faustbuch den größten Gegensatz zu der protestantischen Schwabenauffassung Goethes am Schluß noch nennen zu können. Ein katholischer Schwabe erkennt hier die Fehlentwicklung von Vischer bis Schrempf, sieht die Wurzeln der protestantischen Goethekritik in der Ehrfurchtslosigkeit des schwäbischen Eigenbrötlertums, der einseitigen Betonung des Verstandesmäßigen, der Haltlosigkeit gegenüber allem Religiösen und Christlichen, der Unfähigkeit das dichterische Wort als Wort *sui generis* zu begreifen. Er schildert einen Faust-Goethe, der alle Widersprüche und Unzulänglichkeiten des Lebens mit jener Liebe überwindet, die aus christlichen Quellen fließt, die auch der größten Schuld, der tiefsten Tragik, wie sie Faust II offenbart, das Wort der Versöhnung spricht.

Das Herzogtum Württemberg am Ende des alten Reiches

Von Otto Herding

Wer einen deutschen Staat im Gefüge des alten Reiches verstehen will, wird bald erfahren, wie ihm auch ein kleines Territorium nach allen Seiten hin ins Unübersehbare wächst. Das gilt beim Durchwandern des Landes, das gilt erst recht im Archiv vor dem Aktenmaterial auch nur zu einem einzigen Amt. Vielleicht sollte in einer Zeitschrift, die sich zwar nicht eigentlich der Forschung verschrieben hat, die aber doch auf wissenschaftlicher Grundlage

anregen will, von den Problemen, die eine solche Fülle der Anschauung und der Quellen aufgibt, als Einleitung zu weiteren geschichtlichen Beiträgen über den ganzen Raum zwischen Main und Bodensee ein wenig die Rede sein. Es soll für diesmal geschehen am Beispiel des Herzogtums Württemberg und seiner räumlichen Gliederung.

Für die Zwecke eines Überblicks hat es gewisse Vorteile, sich zuerst die Zustände der *Endzeit*, also des 18. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen. Hatte doch dieses Jahrhundert die Gewohnheit, die Sucht beinahe, alles und jedes zu beschreiben und zu sammeln, und zwar mit einer fortgeschrittenen wissenschaftlichen Systematik. Wir leben, so drückt es